

Philip Yancey

ZURÜCK ZUR GNADE

Wie wir wiederfinden,
was uns verloren gegangen ist

Leseprobe

Aus dem Amerikanischen von Wolfgang Günter

SCM



R.Brockhaus

SCM

Stiftung Christliche Medien

Der SCM Verlag ist eine Gesellschaft der Stiftung Christliche Medien, einer gemeinnützigen Stiftung, die sich für die Förderung und Verbreitung christlicher Bücher, Zeitschriften, Filme und Musik einsetzt.



© der deutschen Ausgabe 2016
SCM-Verlag GmbH & Co. KG · 58452 Witten
Internet: www.scmедien.de; E-Mail: info@scm-verlag.de

Originally published in English under the title:
VANISHING GRACE.

Copyright © 2014 by Philip Yancey
published in agreement with the author,
c/o Crative Trust Literary Group, Brentwood, TN, U.S.A.

Soweit nicht anders angegeben, sind die Bibelverse folgender Ausgabe entnommen:

Neues Leben. Die Bibel, © der deutschen Ausgabe 2002 und 2006
SCM-Verlag GmbH & Co. KG, Witten.

Weiter wurden verwendet:

Lutherbibel, revidierter Text 1984, durchgesehene Ausgabe in neuer Rechtschreibung, © 1999 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.

Elberfelder Bibel 2006, © 2006 by SCM-Verlag GmbH & Co. KG, Witten.

Umschlaggestaltung: denksportler, Jürgen Hetz

Satz: Christoph Möller, Hattingen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Gedruckt in Deutschland

ISBN 978-3-417-26645-0

Bestell-Nr. 226.645

INHALT

Vorwort	5
Teil 1: Die Welt dürstet nach Gnade	7
1 Der große Graben	8
2 Die gefährdete Gnade	26
3 Der Durst der Seele	47
4 Die gute Nachricht zurückholen.....	70
Teil 2: Die Gnade weitergeben	95
5 Pilger.....	96
6 Aktivisten	119
7 Künstler.....	143
Teil 3: Sind das wirklich gute Nachrichten?.....	167
8 Spielt der Glaube eine Rolle?.....	168
9 Ist da jemand? Die Frage nach Gott	192
10 Warum sind wir hier?	
Die Frage nach dem Menschen.....	218
11 Wie sollen wir leben?	
Die gesellschaftliche Frage.....	241
Teil 4: Glaube und Kultur.....	263
12 Partner wider Willen: Christen und Politik	264
13 Heilige Subversion	285
Danksagungen	307
Anmerkungen.....	309

Achtet aufeinander, damit niemand die Gnade Gottes versäumt.

Hebräer 12,15

Vorwort

Wie Tauwetter mitten im tiefsten Winter erleben wir Gnade, wenn wir überhaupt nicht damit rechnen. Sie lässt uns innehalten, raubt uns den Atem und entwaffnet uns. Wenn wir sie manipulieren, sie zu kontrollieren versuchen oder sie uns verdienen wollen, wäre es keine Gnade mehr.

Doch nicht jeder hat von dieser wunderbaren Gnade gekostet, und nicht jeder glaubt an sie. Sie scheint gewissermaßen zu den aussterbenden Arten zu gehören. Daher habe ich dieses Buch geschrieben:

Ausgangspunkt war meine Sorge, dass die Kirche an ihrem Auftrag scheitert, Gottes Gnade an eine Welt weiterzugeben, die danach dürstet. Umfragen zeigen, dass kirchenferne Menschen Christen immer mehr als Botschafter einer schlechten Nachricht und nicht der guten Nachricht wahrnehmen. (Teil 1)

Dann suchte ich nach Modellen dafür, wie wir es besser machen könnten, und stieß auf drei: Pilger, Aktivisten und Künstler. Von ihrem Vorbild können wir lernen, wie wir eine Kultur, die vor dem Glauben davonläuft, ansprechen können. (Teil 2)

Daraufhin merkte ich, dass ich einen Schritt zurücktreten und eine Frage beantworten müsste, die Christen vielleicht für ganz banal halten: Ist das Evangelium wirklich eine gute Nachricht? Und wenn ja, wie steht sie im Vergleich mit den Alternativen da, die uns Wissenschaft, New Age und andere Glaubensrichtungen anbieten? (Teil 3)

Schließlich wandte ich mich noch einmal einem der großen Stolpersteine zu: der verwirrenden Rolle der Christen in einer vielgestaltigen, bunten Welt. Viele Menschen sind der Meinung, dass es die gute Nachricht verwässert, wenn Christen sich in der Politik engagieren. Wie können wir vermeiden, dass man uns als eine Lobbygruppe unter vielen abtut? (Teil 4)

Alle vier Teile haben ihre Wurzeln in einem Buch, das ich vor fast

zwanzig Jahren geschrieben habe, *Gnade ist nicht nur ein Wort*. Jetzt, in einer Zeit der Disharmonie und heftiger Meinungsverschiedenheiten scheint die Gnade knapp zu werden.

Warum?

Und was können wir dagegen tun?

Teil 1



In Walker Percys Roman *Die Wiederkehr* sagt eine der Figuren über die Christen: „Trotzdem kann ich aber nicht mit Sicherheit ausschließen, dass sie im Besitz der Wahrheit sind. Wenn das aber zuträfe, warum sind sie dann in dem Maß widerlich, wie sie diese Wahrheit für sich in Anspruch nehmen und dafür Propaganda machen? ... Ein Mysterium: Wenn die frohe Botschaft wahr ist, warum hört sie dann keiner gern?“¹

Kapitel 1

DER GROSSE GRABEN

Ganz allgemein hatte die Kirche für mich ebenso viel mit Gott zu tun wie Plakattafeln mit Coca-Cola: Sie förderten den Durst, ohne ihn zu löschen.²

John Updike

Als Christ mache ich mir viele Gedanken darüber, wie wir anderen von unserem Glauben erzählen. Wir sind berufen, die gute Nachricht von Vergebung und Hoffnung weiterzugeben, und doch höre ich immer wieder, dass viele Menschen das, was wir zu sagen haben, gar nicht als eine gute Nachricht wahrnehmen.

Der Entschluss, dieses Buch zu schreiben, reifte in mir, nachdem ich die Ergebnisse einer von der George Barna Group durchgeführten Umfrage las. Mir sprangen einige erstaunliche Statistiken ins

Warum rufen Christen solche Abneigung hervor – und was sollten wir dagegen tun, wenn wir überhaupt etwas tun können?

Auge.³ 1996 verhielten sich noch 85 Prozent der religionsfernen Amerikaner den Christen gegenüber wohlwollend. 2009, dreizehn Jahre später, hatten nur noch 16 Prozent der jungen „Außenstehenden“ einen positiven Eindruck von der Christenheit insgesamt, und lediglich 3 Prozent fanden Evangelikale gut.

Ich möchte untersuchen, warum es in relativ kurzer Zeit zu einem solchen Absturz kam. Warum rufen Christen solche Abneigung hervor – und was sollten wir dagegen tun, wenn wir überhaupt etwas tun können?

Seit über zehn Jahren gehöre ich zu einem Lesekreis, der mir zeigt, wie moderne säkular eingestellte Menschen heute die Christen sehen. Zu diesen gut informierten und weitgereisten Lesern gehören ein Anwalt, der sich mit Umweltschutz beschäftigt, ein Philosoph, der wegen seiner marxistischen Ansichten von einer staatlichen Universität entlassen wurde, ein Experte für kindliche Entwicklung, ein in der Forschung tätiger Pharmakologe, die Rechnungsprüferin meines Bundesstaates, ein Insolvenzanwalt, ein Bibliothekar und ein Neurologe. Unsere unterschiedlichen Berufe und Überzeugungen sorgen für angeregte Diskussionen.

Wenn wir uns über das Buch ausgetauscht haben, das wir gerade lesen, kommen wir im Allgemeinen wieder auf Politik zu sprechen – das ist offenbar eine Art Ersatzreligion. Fast alle meine Bücherfreunde sind stark links orientiert. Es gibt nur einen, der anders denkt, einen Libertären, der praktisch jede Form von Regierung überhaupt ablehnt. Die Gruppenmitglieder betrachten mich als ihre Informationsquelle zu einem Paralleluniversum, das außerhalb ihrer Umlaufbahn liegt. „Du kennst doch die Evangelikalen, oder?“ Ich nicke. Dann kommt zum Beispiel eine Frage wie: „Kannst du uns erklären, wieso sie so sehr gegen Homo- und Lesbenehen sind?“ Ich gebe mein Bestes, doch wenn ich die Argumente wiederhole, die ich von führenden Evangelikalen gehört habe, stößt das auf völliges Unverständnis.

Als George W. Bush 2004 wiedergewählt wurde, erging sich der marxistische Professor in einer Tirade gegen rechte Evangelikale. „Sie werden vom Hass getrieben, dem reinen Hass!“, sagte er. Ich brachte Furcht als mögliches Motiv ins Spiel, Furcht davor, dass sich die Gesellschaft in eine Richtung bewegen könnte, die sie als problematisch ansahen. Doch er bestand darauf: „Nein, es ist Hass!“ Dabei wurde seine Stimme lauter, und das Blut schoss ihm ins Gesicht, was völlig untypisch für ihn war. „Kennst du denn einen politisch rechtsstehenden Evangelikalen persönlich?“, fragte ich nach. „Eigentlich nicht“, räumte er kleinlaut ein. Als Jugendlicher allerdings hatte er viele gekannt. Wie die meisten Mitglieder meines Lesekrei-

ses war er in einer Gemeinde aufgewachsen, in seinem Fall bei den Siebten-Tags-Adventisten.

Viele ähnliche Unterhaltungen haben mir gezeigt, dass sich Menschen, die sich als agnostische Minderheit in einem Land voller gläubiger Leute verstehen, von Religion massiv bedroht fühlen. Nichtgläubige Menschen neigen dazu, Evangelikale als Moralpolizei zu verstehen, die einer ganzen Nation ihre Vorstellung von Gut

Nichtgläubige Menschen neigen dazu, Evangelikale als Moralpolizei zu verstehen, die einer ganzen Nation ihre Vorstellung von Gut und Böse aufzwingt.

und Böse aufzwingt. Für sie sind Christen gegen Abtreibung, gegen Schwule, gegen Frauenrechte – und wo wir gerade darüber reden, vermutlich auch gegen Sex –, und die meisten unterrichten ihre Kinder zu Hause, um sie vor unreinen Einflüssen zu schützen. Manchmal helfen Christen mit, um soziale Probleme zu lindern, betreiben zum Beispiel Suppenküchen oder Obdachlosenheime, aber

davon abgesehen unterscheiden sie sich kaum von muslimischen Fanatikern, die ihrer Gesellschaft die Scharia aufzwingen wollen.

Eine Forschungsgruppe aus Phoenix war überrascht, in welchem Maß Christen beschimpft werden. Das ging weit über die Frage nach unterschiedlichen Auffassungen hinaus. Der Direktor des Meinungsforschungsinstituts merkt dazu an: „Evangelikale wurden Analphabeten, gierig, psychotisch, rassistisch, dumm, engstirnig, Heuchler, Idioten, Fanatiker, völlig Verrückte, unter Wahnvorstellungen Leidende, Einfaltspinsel, aufgeblasen, Idioten, grausam, Dummköpfe und Freaks genannt, und die Liste ist noch nicht vollständig. ... Manche Leute haben überhaupt keine Vorstellung, wie Evangelikale überhaupt sind oder was sie glauben – sie wissen nur, dass sie Evangelikale nicht ausstehen können.“⁴

Die gute Nachricht klingt heute nicht mehr so gut, zumindest für manche Menschen.

Gemischter Geruch

Paulus gebraucht eine kluge Metapher, als er vom „Geruch Christi“ schreibt, der auf die Menschen je nach Nase ganz unterschiedlich wirkt: „Für die Menschen, die verloren gehen, sind wir der schreckliche Gestank von Tod und Verdammnis. Doch für die Menschen, die gerettet werden, sind wir ein Leben spendender Duft“ (2. Korinther 2,16). Meine Aufgaben als Journalist führen mich an Orte, wo Christen als Wohlgeruch wahrgenommen werden, aber auch dorthin, wo man über Christen die Nase rümpft.

In den Vereinigten Staaten ändert sich das Meinungsklima im Hinblick auf Religion gerade merklich, und Christen müssen sich auf neue Herausforderungen gefasst machen. Als der Blogger Mark Yoder über „10 überraschende Gründe, warum unsere Kinder der Gemeinde den Rücken kehren“ schrieb, entwickelte sich das zu einem viralen Beitrag. Seine Website wurde nicht nur hundert, sondern eine halbe Million Mal angeklickt. „Ich kann es niemandem schonend beibringen“,⁵ schrieb Yoder und traf mit seinen Worten einen Nerv: „Die amerikanischen Evangelikalen haben die Jugend verloren, verlieren sie und werden sie vermutlich auch in Zukunft verlieren.“⁶ Wenn wir darauf nicht reagieren, werden wir immer mehr Mitglieder verlieren und uns schließlich nur noch mit uns selbst unterhalten.

Was steht hinter diesem Abwärtstrend? Ein Freund von mir aus Chicago, der früher einmal in der Willow Creek Community Church, einer der größten Gemeinden des Landes, gearbeitet hat, brachte mich auf eine wichtige Spur. Daniel Hill nahm eine Stelle als Barista im örtlichen Starbucks an, und hier begann, wie er heute begreift, seine eigentliche Ausbildung zum Pastor.

„Wenn Christen mit dir reden, tun sie so, als seist du ein Roboter“, meinte ein Kunde einmal, als das Gespräch auf Religion kam.⁷ „Sie stehen für ihr Programm ein, und wenn du nicht ihrer Meinung bist, sind sie mit dir fertig.“ Häufig hörte Hill auch die Auffassung, dass irgendwie alles geht: „Ich persönlich bin kein Christ, aber

wenn das jemanden glücklich macht, soll er ruhig religiös sein, finde ich.“ Ein Kunde erklärte ihm: „Sehen Sie, wir wissen doch alle, dass ‚Gott‘ irgendwo da draußen ist, doch niemand hat das Recht, einem anderen zu erzählen, wie ‚Gott‘ für ihn persönlich aussieht. Jeder Mensch hat die Freiheit, seinen Glauben so zu leben, wie er es will, aber er sollte seine Meinung dazu für sich behalten.“

Während seiner Zeit bei Starbucks begriff Hill, dass es im Wesentlichen zwei Zugänge zum Glauben gab. Menschen, die vorher kaum in Berührung mit Christen gekommen waren, wirkten offen und empfänglich, wenn das Gespräch auf Religion kam. Sie waren dem Christentum gegenüber nicht feindselig eingestellt und konnten sich vorstellen, eines Tages mit einer Gemeinde Kontakt aufzunehmen. Dann gab es auch Menschen, die ihre „christliche Phase“ schon hinter sich hatten. Manche hatten Wunden davongetragen: Gemeindepaltungen, dominante Eltern, Jugendleiter oder Priester, die sich des sexuellen Missbrauchs schuldig gemacht hatten, eine schmutzige Scheidung, mit der die Gemeinde ungeschickt umgegangen war. Andere hatten sich einfach die negativen Klischees zu eigen gemacht, die sich um wildgewordene Fundamentalisten und skandalträchtige Fernsehevangelisten drehen.

Als ich mir Hills Geschichten anhörte, fiel mir C.S. Lewis ein, der sich dazu geäußert hatte, wie man im säkularisierten Großbritannien über den Glauben reden solle.⁸ Er zog eine Analogie heran: Der Unterschied liegt darin, ob ein Mann um eine geschiedene Frau oder eine Jungfrau wirbt. Eine Geschiedene lässt sich vom Süßholzgeraspel eines Heiratswilligen kaum beeindruckten – das hat sie alles schon einmal gehört –, und Romantik misstraut sie grundsätzlich. In Amerika von heute, so schätzt Hill, gehören etwa Dreiviertel der jungen „Außenstehenden“ zu den „Geschiedenen“ des Glaubens, gehörten also einmal zu einer christlichen Gemeinschaft.

Natürlich lässt sich nicht jeder Mensch so sauber in eine Schublade einordnen, doch ich finde Daniel Hills Blickwinkel hilfreich. Ich dachte an Menschen, denen ich begegnet war und die sich religiös nirgendwo zugehörig fühlen. Ich selbst habe auch in Hills Hei-

matstadt Chicago gelebt, und seine Einschätzung der jungen städtischen Bevölkerung dort deckt sich mit meiner. In unserem Haus mit sechs Wohnungen ging außer uns keiner zur Kirche, und die meisten der Mitbewohner begegneten Christen mit Misstrauen. Einige meiner Freunde aus dem Lesekreis in Colorado lassen sich ebenfalls in die „postchristliche“ Kategorie einordnen.

Auf der anderen Seite sind große Teile der Bevölkerung im Süden und Mittleren Westen der USA als „prächristlich“ einzustufen und stehen dem Glauben offen gegenüber. Ich wuchs im tiefreligiösen Süden auf, und wenn ich heute dort zu Besuch bin, fällt mir immer wieder auf, dass man dort eine völlig andere Haltung im Hinblick auf Religion hat. Im sogenannten *Bible Belt* akzeptiert man das Evangelium im Großen und Ganzen. Es gibt einen Gott – sogar auf unseren Münzen sind die Worte *In God We Trust* („Wir vertrauen auf Gott“, Anm. d. Übers.) eingeprägt. Wir haben alle gesündigt – Countrysongs erzählen die pikanten Details. Jesus zeigt uns einen Weg, wie unsere Sünden vergeben werden können – auf manchen Scheunen und Plakatwänden in den Südstaaten sieht man manchmal noch die Aufforderung „Bereue!“ oder den Slogan „Jesus rettet“. Wer in den Südstaaten beim Autofahren durch die Sender zappt, hat gute Chancen, ein Zeugnis von jemandem zu hören, der einst ein sündhaftes Leben führte, sich nun aber bekehrt hat und wiedergeboren ist.

Auch bei meinen Reisen in andere Teile der Welt – Afrika, Lateinamerika und einige Gegenden in Asien – sehe ich, dass die christliche Botschaft Menschen anspricht. Sie bringen das Christentum mit Missionaren in Verbindung, die als Pastoren, Lehrer, Ärzte, Pfleger, Landwirtschaftsexperten und Katastrophenhelfer zu ihnen kamen. Das Evangelium beantwortet für sie die Frage nach dem Sinn des Lebens, verspricht ihnen ein Leben nach dem Tod und schenkt ihnen eine Gemeinschaft, die Menschen in Not un-

Das Evangelium beantwortet für sie die Frage nach dem Sinn des Lebens, verspricht ihnen ein Leben nach dem Tod und schenkt ihnen eine Gemeinschaft, die Menschen in Not unterstützt.

terstützt. Für viele Menschen auf der Welt ist es wirklich noch die gute Nachricht, die den Bann, der seinen dunklen Schatten auf ihr Leben wirft, bricht.

Wenn ich von solchen Reisen wieder nach Hause komme, trifft es mich wie ein Schock, wenn die Menschen hier von den Christen in düsterem Ton reden. Wer sich im „postchristlichen Stadium“ befindet, hört dieselbe Musik, doch wie durch einen kaputten Lautsprecher verzerrt. Evangelisten, die von Sünde sprechen, gelten als aggressive Miesmacher: *Was gibt ihnen das Recht, mein Verhalten zu verurteilen, vor allen Dingen, wenn so viele von ihnen ihr eigenes Leben vor die Wand fahren?* Lehren wie Dreieinigkeitslehre, der Versöhnungstod Christi, Erbsünde und Hölle klingen rätselhaft, ja sogar unverständlich, und wer kann denn allen Ernstes behaupten, im Besitz der Wahrheit zu sein? Wer in einem reichen Land wohnt und dieses Leben genießen will, schert sich oft nicht um die Vorstellung von einem Leben nach dem Tod. Und manche der sogenannten „Neuen Atheisten“ betrachten jede Form von Religion als schlechte Nachricht, die Kriege schürt und für Fanatismus verantwortlich ist – einer nannte die Anschläge vom 11. September eine „Glaubensinitiative“. Sie sehnen den Tag herbei, an dem die menschliche Rasse das Bedürfnis nach Religion endlich überwindet.

In Europa, dessen Geschichte jahrhundertlang vom christlichen Glauben geprägt war, verschwenden viele Menschen keinen Gedanken mehr an Religion. In Frankreich und Großbritannien glaubt Umfragen zufolge kaum noch ein Drittel an die Existenz Gottes. Während eines Frankreichbesuchs unterhielt ich mich mit einem Mitarbeiter von Campus für Christus, der auch schon in Florida evangelisiert hatte, bevor er nach Europa ging. Normalerweise ging er mit einem Klemmbrett auf Fremde zu und stellte ihnen dann die Frage: „Wenn Sie heute sterben und Gott würde Sie fragen, warum er Sie in den Himmel lassen soll, was würden Sie dann antworten?“ In Florida fielen die Reaktionen darauf sehr durchwachsen aus. In Frankreich aber starrten ihn die Leute verständnislos an. Er hätte auch Urdu sprechen können. Heute beginnt er das Gespräch

mit der Frage: „Glauben Sie an Gott?“, und die typische Antwort in Frankreich lautet in etwa so: „Was für eine faszinierende Frage! Lassen Sie mich überlegen. Ich habe noch nie so richtig darüber nachgedacht.“

Auf meinen internationalen Reisen fühle ich mich wie ein Pendler zwischen prächristlichen und postchristlichen Gesellschaften. Diesen kulturellen Graben kann man in den USA kaum übersehen. Hier sind die Christen eine gesellschaftliche Kraft, mit der man rechnen muss. Manche Christen reagieren auf diese gesellschaftliche Kluft, indem sie Menschen, mit denen sie nicht einer Meinung sind, mit harschen Worten kritisieren – einer der Hauptgründe, weshalb Evangelikale keinen guten Ruf genießen. Ich zucke innerlich zusammen, wenn ich so etwas höre, und halte dann lieber selbst meinen Mund. Beide Ansätze sind nicht gesund.

Jesus gab seinen Nachfolgern das ungeheure Vorrecht, Gottes Gnade einer Welt weiterzugeben, die danach dürstet. Ich bin jemand, der einen tiefen Schluck dieser Gnade getrunken hat und sie einer Welt, die ins Trudeln geraten ist, anbieten möchte. Wie können wir diese wahrhaft gute Nachricht einer Kultur vermitteln, die davor wegrennt?

Wie können wir diese wahrhaft gute Nachricht einer Kultur vermitteln, die davor wegrennt?

Gute Nachricht verschwendet

Die Quäker haben ein Sprichwort: „Ein Feind ist jemand, dessen Geschichte du noch nicht gehört hast.“⁹ Um mit Menschen in ihrer postchristlichen Phase ins Gespräch zu kommen, muss ich mir erst ihre Geschichte anhören, um zu begreifen, wie sie die Welt und Menschen wie mich sehen. Diese Gespräche führten übrigens zu dem Titel, den dieses Buch trägt. Obwohl Gottes Gnade so wunderbar ist wie eh und je, scheint mein geteiltes Land den Zugang zu ihr verloren zu haben.

Ich habe flüchtige Bekannte und mir vollkommen fremde Menschen gefragt: „Warum rufen Christen eigentlich so negative Gefühle hervor?“ Manche kommen dann auf Gräueltaten der Vergangenheit zu sprechen, wie zum Beispiel den weitverbreiteten Glauben, dass die Kirche acht oder neun Millionen Frauen als Hexen hingerichtet habe (ernst zu nehmende Historiker glauben, dass diese Zahl um 99 Prozent zu hoch liegt). Ich habe Beschwerden über strenge protestantische oder katholische Schulen gehört und Geschichten über die Intoleranz von Geistlichen – wurde nicht John Lennon in seiner Kindheit aus seiner Gemeinde ausgeschlossen, weil er zu einem unpassenden Zeitpunkt gelacht hatte? Andere erzählen mir Geschichten wie zum Beispiel die von Steve Jobs, der seiner Gemeinde den Rücken kehrte, als der Pastor keine Antwort auf seine Fragen nach Gott und den verhungerten Kindern in Afrika wusste. Die Komikerin Cathy Ladman bringt diese weitverbreitete Haltung auf den Punkt: „Alle Religionen sind gleich: Im Grunde sind sie Schuldgefühle mit jeweils unterschiedlichen Feiertagen.“¹⁰

Stadtviertel, in denen Kirchen früher willkommen waren, führen heute Gerichtsprozesse gegen sie. Dabei geht es nicht nur um das erhöhte Verkehrsaufkommen oder fehlende Parkplätze. Nein: „Wir wollen keine Kirche in unserem Viertel!“ Diese Abneigung wird öffentlich thematisiert, wenn prominente Sportler über ihren Glauben sprechen. Vor einigen Jahren wurden Quarterback Tim Tebow und Basketballspieler Jeremy Lin von einigen Christen für ihren sauberen Lebensstil gelobt und auch für ihre Bereitschaft, über ihren Glauben zu diskutieren. Gleichzeitig wurden sie in Sportsendungen, auf Webseiten und Blogs und in Late-Night-Comedy-Shows gnadenlos durch den Kakao gezogen.

Zu unserer Schande muss ich einräumen, dass die Kirche oder zumindest bestimmte Gruppierungen manchmal auch gute Gründe für diese Aversion liefern. Gerade habe ich beim Abfassen dieses Kapitels eine Pause gemacht, CNN geschaut und einen Bericht über einen Pastor in North Carolina gesehen.¹¹ Der schlug vor, alle „Lesben und Schwulen“ zusammenzupferchen, einen vielleicht

hundertfünfzig Kilometer langen Zaun um sie herumzuziehen und sie dann mit Lebensmitteln aus der Luft zu versorgen. Schließlich und endlich werden sie aussterben, jubelt er, weil sie ja keine Kinder bekommen. In derselben Woche applaudierte eine Gemeinde begeistert einem siebenjährigen Jungen, der ein selbstgeschriebenes Lied vortrug: „Homos kommen nicht in den Himmel.“¹² Nach dem Amoklauf an der Grundschule von Sandy Hook in Connecticut machte ein prominenter Evangelikaler Homosexuelle, iPods, die Evolutionslehre und Entscheidungen des Obersten Gerichtshofs gegen das Schulgebet dafür verantwortlich.

Vor einiger Zeit bekam ich einen Brief von einer Bekannten. Sie ist Agnostikerin, beklagte sich, wie sich Christen bei der Beerdigung ihrer Mutter benommen hatten, und schilderte die „Angst machenden Komm-zu-Jesus-Aufrufe“ eines Pastors der „Grace Community-Irgendwas-Megakirche“ – ausgerechnet einer Gemeinde, die die Gnade im Namen trägt. Sie fügte hinzu: „Nur aus einem einzigen Grund bin ich nicht über die Bänke geklettert und nach draußen geflohen: Ich hatte Respekt vor dem evangelikalen Glauben meiner Mutter.“ Einige Leute, die an der Trauerfeier teilgenommen hatten, meinten zu ihr: „Wenn auch nur ein Mensch aufgrund dieser Predigt Christus angenommen hat, war es das wert.“

Der Film *Saved! – Die Highschool-Missionarinnen* von 2004 zeigt uns manches darüber, wie Christen von weiten Teilen unserer Kultur gesehen werden.¹³ Regie führte Brian Dannelly, der es als Kind und Jugendlicher fertigbrachte, erst von einer katholischen Grundschule und später von einer baptistischen High School geworfen zu werden. Der Film ist teils bissige Satire, teils abgedrehte Komödie. Hilary Faye, eine prude Christin, leitet die Acapella-Gruppe *Christian Jewels* („Christliche Juwelen“). Sie kidnappen potenzielle Bekehrungsoffer und versuchen, ihnen Dämonen auszutreiben. Die einzige jüdische Schülerin der Schule ist eine Rebellin, spielt vor, in Zungen zu sprechen, und reißt sich während des Schulgottesdienstes die Bluse auf. Ein schwuler Junge wird von seinen Eltern in ein christliches Rehabilitationszentrum geschickt – mit dem unpassen-

den Namen *Mercy House* („Haus der Barmherzigkeit“) –, um sich dort ein Jahr behandeln zu lassen. In der Zwischenzeit merkt Mary, die ihn verführt hat, um ihn von seiner Homosexualität zu heilen, dass sie schwanger ist. Im Lauf der Handlung werden alle Christen als Heuchler entlarvt, allen voran Hilary Faye, dicht gefolgt von ihrem Pastor, der gerne mal fremdgeht.

In der Schlusszene flieht der homosexuelle Junge aus dem *Mercy House* und versammelt sich mit den anderen in Marys Krankenzimmer, nachdem sie ihr Kind zur Welt gebracht hat. Die Botschaft ist deutlich: Warum können wir einander nicht in unserer Unterschiedlichkeit – Glauben, Moral, sexuelle Orientierung und allem anderen – akzeptieren? Warum kommen wir nicht miteinander aus?

Heute regiert die Toleranz. Wenn eine Religion mit dem Anspruch auftritt, auch nur ein Körnchen der Wahrheit erkannt zu haben, ist sie uns suspekt. Kombinieren wir das mit dem Ruf der Christen, andere für ihr Verhalten zu verurteilen, dann müssen wir uns nicht wundern, dass die Gegner immer hitziger reagieren. Wie ein Kritiker anmerkte: „Die meisten Leute, denen ich begegne, nehmen an, Christ zu sein bedeute, äußerst konservativ zu sein, mit betonten Einstellungen gegen Homosexualität und Abtreibung, zornig, gewalttätig, unlogisch, machtbesessen; sie wollen jeden bekehren und können im Allgemeinen nicht friedlich mit Menschen auskommen, die nicht glauben, was sie glauben.“¹⁴

Jesus hat uns nie befohlen, in Meinungsumfragen gut abzuschneiden, doch wenn ich mir die Begriffe durch den Kopf gehen lasse, die man zur Beschreibung von Christen nutzt, frage ich mich, wie wir Salz und Sauerteig in einer Gesellschaft sein können, die uns in einem so negativen Licht sieht.